

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der Jürg Frieder. Bauernschicksal aus der napoleonischen Zeit. Erzählung  
von Hermann Fautz

[urn:nbn:de:bsz:31-336042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336042)

# Der Jürg Frieder

## Bauernschicksal aus der napoleonischen Zeit.

ERZÄHLUNG VON HERMANN FAUTZ.

Oben auf den Weidfeldern des Eckles läuteten die Glocken einer weidenden Viehherde ihren melodischen Klang in den hellen Sommertag hinein. Wenn man ganz hinten, dort wo der Berggrücken sich von dem waldigen Beerköpfe löst und sich zwischen die tiefen Furchen des Reichenbächles und Stammenbaches ostwärts hinauschiebt, hoch über dem Tale steht, sieht man unten in dem grünen Mattengrund die stattlichen Gebäude des Unterbauernhofes eingebettet. Dorthin gehörte auch das schwere Fleckvieh der weidenden Herde.

Im Schatten eines breitbuschigen Wacholderstrauches lag der Hirtenbub und döste in den Tag hinein. Eigentlich war er ja kein Bub mehr, der kräftige, hochgeschossene Bengel mit seinem braunblonden Lockenschopf und seinen 18 Jahren. Aber unten im Hofe galt er trotzdem noch als solcher. Nur wenn er irgendeinen Jugendstreich ausgefressen hatte, rief sein strenger Vater, der Vogt, ihn mit einem spitzen Jürgfrieder an. Das war dann das Zeichen eines Zornesausbruches, denn der Hofbauer Philipp Bühler glaubte, seinem Jüngsten die Zügel besonders kurz halten zu müssen, da er diesem dereinst seinen schönen Besitz vererben wollte und der nur in Hände kommen sollte, welche für das harte Leben auf einem großen Waldhof stark genug waren.

Zwischen Viehhüten und leichter Feldarbeit waren dem Frieder die Jahre vergangen. Und nun sollte dieses fröhliche Hirtenleben auf einmal ein Ende haben, weil man seine junge Kraft auf dem Hofe unten für schwerere Arbeit benötigte. Seine Herde wurde fortan einem blutjungen Mädchen anvertraut. Daß er den Hirtenjahren entwachsen war, wußte er zwar genau. Und dennoch empfand er einen inneren Groll gegen diejenige, die, ihm noch unbekannt, ihn von den lichten Höhen hinab auf die Matten und Felder des Tales und zur rauhen Waldarbeit verdrängte.

Fast zur gleichen Stunde, als der Frieder oben auf dem Eckle diesen trüben Gedanken nachhing, war unten im Hof ein pausbäckiges Mädchen angelangt. Die zwei Stunden Weges von der hinteren Riese drüben überm Schiltacher Tal hatte es leichtfüßig zurückgelegt. Ihre wenigen Sabeligkeiten trug es in einem kleinen Zwilchsaack über den Schultern. Außer diesem brachte es nichts mit als ein helles Lachen und fröhliche dunkelbraune Augen, die keck unter dem schwarzglänzenden Haarbusch wie zwei große Kirschen in die Welt hineinschauten.

Wo es eigentlich herstammte, hatte ihm noch niemand sagen können. Vor etwa 12 Jahren hatten die beiden alten Webersleute auf der Riese einem bettelnden Weib einen Unterschlupf gewährt. Ein Kind kam; nach wenigen Wochen aber ging die Mutter desselben auf und davon, ohne Woher und Wohin. Der Weberwendel und sein Weib haben den armen Wurm behalten und aufgezogen wie ein

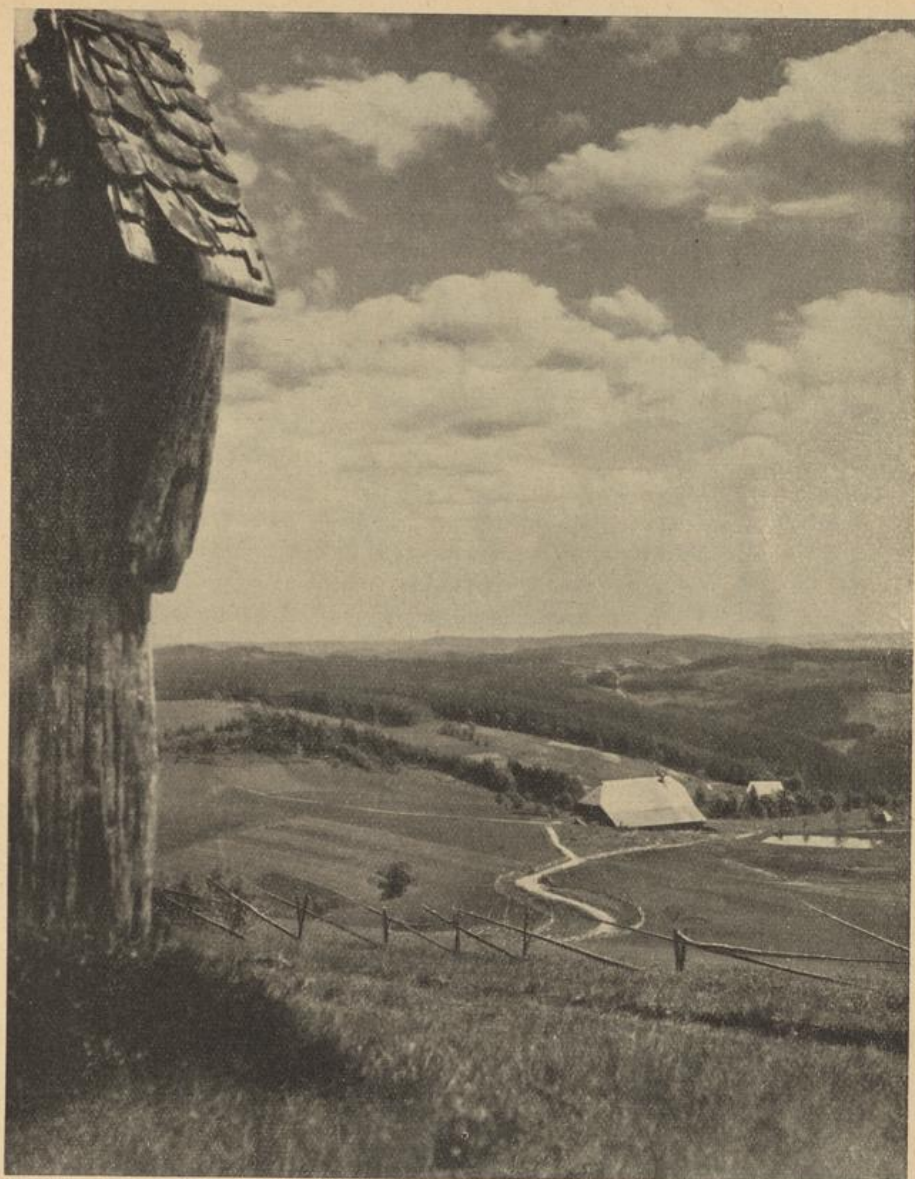
weidenden  
Wenn man  
fle löst und  
s ostwärts  
n Matten-  
in gehörte

Hirtenbub  
kräftige,  
18 Jah-  
irgend-  
ihn mit  
bruches,  
sonders  
wollte  
großen

Jahre  
haben,  
nötigte.  
er den  
sah er  
n lichten  
aldarbeit

n trüben  
angelangt.  
cher Tal  
in einem  
t als ein  
arzglän-

en. Ver  
n betteln-  
hen aber  
Weber-  
wie ein



Drum grüß' ich dich, mein Badner Land . . . !

eigenes, und das Bärbele wuchs rasch heran. Nun kam der Findling auf den Unterbauernhof.

Es herrschte dort eigentlich wenig Fröhlichkeit. Die Bäuerin Rosine, die Mutter des Frieder, die der Vogt einst als reiche Bauerntochter vom nahen Rienbronnerhof sich geholt hatte, war vor Jahresfrist gestorben. Ihr Leben war das einer stillen Frau an der Seite eines herrischen Mannes gewesen, dem seine Jugend-

liebe zur Anna Obergfell, einer bildsauberen und wilden Tagelöhnerstochter, stets noch im Blute brannte. Er trug dieser mehr Liebe zu als seinem Weibe, trotzdem sie ihrer Ehe vier gesunde Kinder geschenkt hatte. Nun war sie erst wenige Monate unter der Erde; da hielt die nun schon fünfzigjährige Obergfell als Bäuerin und Weib des Vogtes ihren Einzug.

Böse Jahre kamen für die Kinder. Die Vogtin faßte die Zügel straff. Bald war es im ganzen Tal bekannt, daß vor der Stiefmutter des Vogts Kinder kein gutes Leben hatten und daß selbst der herrische Bauer sich ducken mußte. Ein Glück, daß diese zweite Ehe keine Kinder mehr erwarten ließ. Aber gerade darum haßte die neue Bäuerin alles, was volles Leben besaß.

So war der erste Gruß, der dem gedungenen Hirtenkind bei seinem Eintritt in die große Bauernstube entgegenschlug, frostig. Er ließ die Ankommende bis in ihr Inneres zusammenschauern, denn es hatte von einer wärmeren, sonnigeren neuen Heimat geträumt. Am Abendtisch lernte es dann die Leute seiner neuen Umgebung alle kennen. Da saß unten am Tisch die Agnes, eine schaffige Magd, die stille Hilfe überall im Haus und Feld. Neben ihr hatte fortan das Bärbele seinen Platz. Zwischen ihm und der Bäuerin saß die Christine, die Schwester des Frieder, der sich gegenüber befand. Sager und abgeschunden, mit großen, schwierigen Händen, die schon seit einem Menschenalter auf dem Hofe werkten, saß der Gregori, der angestammte Knecht, neben der Agnes. Oben am Tisch hatte der Bauer sich niedergelassen. Die beiden älteren Söhne hatten, als die Stiefmutter auf den Hof kam, sich als Knechte bei Bauern des Tales verdingt.

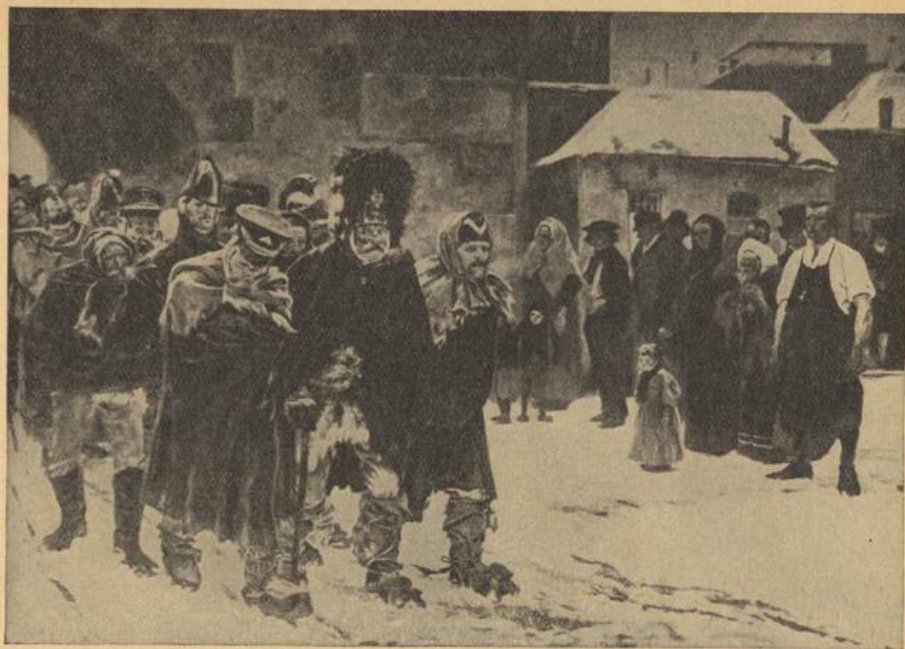
„Von morgen ab wirsch du das Vieh austreibe und hüde“, wandte sich der Vogt an das neue Mägdelein. „Frieder, Du mach' sch se mit'm Vieh vertraut und zeigsch're unsere Weidberg un wie weit sie hüde därf. Morge gesch' noch emol mit uff d' Ecke.“

Das war ihr Einstand.

Im stillen Gleichmaß der Zeit verramen zwischen Arbeit und wieder Arbeit die Monate und Jahre. Schon in den vierten Sommer hinein trieb das Bärbele ihr Vieh auf die Weiden. Unermülich waren ihre flinken Hände den Winter über überall dort, wo es zu schaffen gab, bis dann das Frühjahr sie wieder mit ihrer Herde hinauf auf die Höhen rief.

Aus dem einst schwächtigen Ding war eine starke, in üppiger Gesundheit blühende junge Magd geworden. Einmal hatte der Frieder es versucht, um ihre volle Hüfte vertraut seinen Arm zu legen, es sollte nur im Scherze sein. Doch wild fuhr sie ihn an: „So einer sei er; sie werde sich vor ihm zu hüten wissen.“ Seit dieser Zeit hatte sich zwischen die beiden eine verhaltene Feindschaft gelegt. Wenn ihre Arbeit sie nicht zusammenführte, mieden sie einander wo es ging.

Nun war der Frieder schon 22 Jahre alt. Eines Tages mußte er mit dem Bärbele hinauf in den Wald zum Wellenmachen. Dem Burschen lief die Arbeit aus den Händen, daß es eine Freude war. Doch plötzlich schrie er auf. Er hatte sich mit dem scharfen Haubeil in den linken Handballen gehauen, schier bis auf den Knochen hinein. Erschrocken sprang das Bärbele zu, faßte den Frieder am Arm und rannte mit ihm den Wald hinab. Auf der Talwiese hatte sie rasch einige Blät-



„Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen!“  
 Nach einem Gemälde vom Rückzug der Großen Armee im Jahre 1812 von Arthur Kampf

ter des Spizwegerichs gezupft, zerrieben und auf die zusammengedrückte Wunde gelegt. Von ihrer Schürze riß sie einige schmale Streifen ab und verband damit fest die Wunde. Das gesunde Blut des Frieder tat sein übriges. Nach einigen Wochen erinnerte nur noch eine schmale Narbe, die sich in leichtem Bogen über den Handballen zog, an den Unfall. Der Frieder aber trug seither keinen Groll mehr gegen das Mädchen. Dieser war einer stillen Zuneigung gewichen.

Man schrieb das Jahr 1809. Draußen im Lande zogen die Heere Napoleons der Donau zu, um zu einem neuen Schlage gegen Osterreich auszuholen. Der Frieder saß in diesen Tagen mit seinen Kameraden oft und lange draußen in den Wirtschaften in Schiltach und hörte das Geparhle über den fremden Eroberer.

Auf dem Hofe aber drängte die Frühjahrsarbeit. Der Vogt war unleidig, grob. Ihn wurmte das Luderleben, das sein Junger führte, der sich nichts mehr von dem Alten sagen ließ. Das Bärbele wertte und schustete für zwei. Auf ihm und der alternden Magd lastete nun das ganze Feldgeschäft, seit vor Monaten auch das zweite Weib des Bauern unter den kühlen Rasen draußen am kalten Rain in Schiltach gebettet wurde. Der Vogt sah sich aber noch einmal nach einer Lebensgefährtin um, die er auch bald in der 64jährigen Juliane von dem Hofe vor Erdlinsbach gefunden hatte.

Nun war es zwischen dem Bärbele und dem Frieder doch zu einer heimlichen Liebshaft gekommen. Anfangs hatte sie sich zwar gegen sein Werben herzhast

gewehrt. Doch der stete Umgang mit ihm hatte sie gefügig gemacht. Noch ahnte niemand etwas von dem stillen Verhältnis, bis auf den alten Gregori. Er hatte die beiden zu oft miteinander tuscheln sehen, wie sie mit verlegenen Blicken auseinander fuhren, wenn er sie zufällig irgendwo beisammen antraf.

Das Bärbele meinte es mit dem Burschen gut. Immer wieder versuchte sie ihn von seinen Gängen hinaus ins Städtle abzuhalten. Ihr ahnte von dort eine noch unbekannte Gefahr. Ihre Sorgen aber brachten ihr zumeist Stunden bitterer Reue ein, denn nach solchen Auftritten warf sie ihre Jugend von 20 Jahren voll Hingebung in die Arme ihres Liebsten.

So verging noch ein Jahr.

Eines Tages war das Mädchen draußen in Schiltach auf dem Markt gewesen und schritt nun wieder hurtig dem Reichenbächle zu. Vor dem Ausgang des Städtchens gesellte sich der Franzepeter aus dem hinteren Tal zu ihr. Den Burschen kannte sie schon von Kindsbeinen an. Um ihren Weg hatte sich der freilich noch nie gekümmert, obgleich er ein sauberer Bursch war, der schon mancher leichtblütigen Magd den Kopf verdreht hatte. „Jetzt ging's bald fort, hinaus in die Welt, zu den Welschen, der Frieder ginge auch mit, sie hätten sich vor Tagen von französischen Werbern angeln lassen“, wußte er zu berichten. Wäre der Peter nicht so eifrig im Erzählen gewesen, da hätte er merken müssen, wie bei seinen Worten das Bärbele zusammenzuckte, wie jede Farbe aus ihrem Gesicht gewichen war. Nur Sekunden dauerte die Schwäche, dann hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Vor dem Reichenbächle ließ sie den Burschen ohne Abschiedsgruß stehen und rannte, mehr als sie ging, das Tal hinein. Nur heim, das war ihr einziger Gedanke.

Im Zwieliicht des Abends suchte sie den Frieder in der Mühle unten am Bach auf, wo dieser zu schaffen hatte. Unter Tränen teilte sie ihm das Gehörte mit. Doch der Frieder hatte nur Ausflüchte, versuchte sie abzulenken. Das Bärbele aber ließ nicht mehr locker, sie mußte hinter die Wahrheit kommen. Sie bettelte mit ihrem heißen, liebevollen Herzen, er möge sie doch nicht verlassen, jetzt nicht, da sie ihn so nötig brauche, da sie noch im Herbst Mutter werde.

Dem Burschen schwanden fast die Sinne. Das hatte er nicht erwartet. Seine starken Arme preßten das zitternde Menschenkind an sich, sein Mund stammelte Worte des Trostes und Mitleides, bis das Bärbele endlich sich beruhigen ließ.

Einsilbig verlief der Abend auf dem Hofe.

Als am anderen Morgen früh das Tagewerk begann, da fehlte der Frieder. Und als die ahnungsvolle Magd, von der Angst gepackt, in dessen Kammer hinaufsprang, fand sie dieselbe leer. Spät in der Nacht hatte sich der Frieder von Hof und Heimat davongeschlichen.

Wochen später schenkte das Bärbele einem Mädchen das Leben. Die junge Mutter wollte zuerst mit ihrem Kinde fort und irgendwo eine neue Arbeitsstelle suchen, wo man sie nicht kannte und sie nicht darum ansah, daß sie für ihr Kind keinen Vater angeben konnte oder wollte. Doch sie blieb.

Kein Wort war während der ganzen Zeit von den Lippen des Bauern gekommen. Des Frieders Name durfte auf seinem Hofe nicht mehr genannt werden. Er kämpfte mit sich selbst einen harten Kampf. Wären keine Kriegszeiten gewesen, er hätte die Last von sich geschüttelt und den Hof abgegeben.



Die Vertraute

Nach einem Gemälde von A. Eberle / Verlag Franz Hanfstaengl, München

Der Frieder war für die daheim verschollen vom ersten Tage an. Nie drang eine Kunde von ihm in das enge Waldtal hinein. Er stand draußen in der Welt im Solde des kossischen Eroberers, war zu einem harten Kriegsmann geworden.

Dann schleppten sich durch die endlosen Schneefelder Rußlands die letzten Reste der Großen Armee nach Deutschland zurück. Unter ihnen auch der Jürgfrieder und der Franzepeter. Hunger und Kälte hatten die beiden Burschen übel zugerichtet. In dem unsagbaren Elend waren sie fast verkommen. Ihre Abenteuerlust war verrauscht. Nur über eines brüteten sie auf ihren tagelangen Märschen: über die Flucht, sobald sie auf deutschen Boden kommen.

Ihr Plan gelang. Südwärts schlugen sie sich nach Schlesien hinein. Dort fanden sie auf einem Hofe einen Unterschlupf über den Winter. Wie oft weilten da ihre Gedanken in der fernen Heimat, wie sehnten sie sich nach den Bergen, nach den rauschenden Wäldern, den murmelnden Bächen, nach der Sprache der Heimat und ihren Menschen. Und der Winter war noch so lang und so hart!

Als endlich das Frühjahr in das Land kam, brachen sie auf. Über Böhmen ging ihr Weg nach Bayern hinein. Hier erklärte eines Abends der Frieder seinem Kameraden, daß er nun keinen Schritt mehr der Heimat zuwandere, er bleibe hier,

der Peter solle sich allein nach dem Schwarzwald durchfinden. Vergebens waren dessen Bitten, der Frieder blieb hart und verschlossen. So trennten sie sich.

Wochen waren wiederum vergangen. Da ging eines Tages die Kunde durch das Tal von Hof zu Hof, daß der Franzepeter heimgekommen sei. Niemand wisse, woher er kam. Aus dem stillen Burschen war nichts herauszubringen. Da machte sich das Bärbele auf den Weg ins hintere Tal zur Hütte des Peters. Sie traf denselben in der dämmerigen Stube, wie er, unter dem Fenster sitzend, sinnend hinausblickte in den Frieden der Bergwelt, die seine Heimat war.

Als er die Eintretende erkannte, schrak er zusammen. Diese Begegnung hatte er am meisten gefürchtet, er, der heimgekommen war, während der Frieder irgendwo draußen in der Fremde umherirrte. Er fühlte die Mitschuld an dem Leide dieses Weibes.

Wo der Frieder sei, warum er nicht mitkam, war ihre erste Frage. Als der Bursche ihr keine Antwort geben konnte, packte sie ihn an den Schultern und schüttelte ihn mit der ganzen Kraft ihrer verzweifelnden Hoffnung. Da nahm er ihre Hände in die seinen und zog sie zu sich auf die Fensterbank, damit sie ruhig werde. Und dann erzählte er ihr Stunde um Stunde, was er noch niemanden anvertraute. Es war das grausige Schicksal zweier deutschen Menschen, die, vom fremden Solde geblendet, auf die Schlachtfelder von halb Europa hinausgelockt wurden. Er erzählte ihre schreckliche Not angesichts des Untergangs der Großen Armee, ihre Flucht und Trennung. Warum der Frieder dann doch nicht mit heimkam, dafür konnte er keine Antwort finden. Er hatte nie zutiefst in dessen Seele zu schauen vermocht.

Als dann spät in der Nacht der Franzepeter seinen Besuch das Tal hinab dem Unterbauernhof zu begleitete, da hatte er neben sich ein Weib gehen, hochaufgerichtet und entschlossen. In ihren Augen lag wieder der alte warme Glanz, in ihrem Herzen ein neues Hoffen, daß der Frieder doch eines Tages den Weg nach Hause und zu ihr wieder finden müsse. Und das hatte ihr neue Kraft gegeben, auszuharren auf ihrem schweren Platze, weiter zu kämpfen für die Heimat des Frieder und für ihr Kind.

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Der Kriegslärm war verstummt. Überall regte sich die ungebrochene Bauernkraft und holte nach, was in den Stürmen der vergangenen Jahre an Arbeit liegenblieb. Da gab's kein Verzagen. Nur auf dem Unterbauernhof wollte kein frischer Pulsschlag aufkommen. Am alten Vogt war es kaum mehr zum Aushalten, seit ihm auch sein drittes Weib plötzlich hinweggestorben war und er nun allein da stand mit seinem großen Hof. Alles war ihm zuviel und zuwenig.

„Für wen schaff' ich denn und rackere mich ab in meine alten Tage hinein; der Hof wird jest verkauft, ich will endlich meine Ruhe haben“, das war sein tägliches mürrisches Wort. Als bald stellten sich auch Käufer oder Liebhaber für den Hof ein, die überall herumschnüffelten, den großen Waldbesitz abschätzten, dem Bauern ihre Angebote machten. Doch auf keines ging er ein; er war ein Hartnäckiger, der alte Vogt.

Eines Tages war er auf dem Rübenfeld mit der Magd bei der Arbeit. Unten am Wiesenrain zupfte deren Kind, das den Namen der ersten Bäuerin trug, die





C. Lütz sk.  
Gutersloh. 22/okt. 93.

Der Vogt vom Unterbauernhof

Steifstiftzeichnung aus dem Nachlaß von Prof. C. Liebich, Gutach

letzten Sommerblumen und brachte dieselben immer wieder freudestrahlend seiner Mutter hinauf. Der Alte war in der letzten Zeit wieder grüblerischer denn je; das Rinderlachen tat ihm in den Ohren weh. Der Hofverkauf spukte wieder einmal in seinem Kopf. Gegen seine sonstige Art fing er da mit der Bärbel darüber zu sprechen an, als wollte er deren Meinung hören. Doch kaum hatte diese von einem solchen Handel abgeraten, da überkam den Alten der jähe Zorn. Seine breite Hand griff herrisch nach ihrem Arm und wütend fuhr er sie an, er jage sie mit ihrem Bündel noch heute vom Hof, wenn sie sich erlaube, in seine Pläne hineinzureden. Auge in Auge standen sie sich gegenüber, die Bärbel war bereit, den Kampf aufzunehmen. Drohend hob sich die schwere Rechte des Vogtes zum Schläge. „Schlagt zu, Bauer, erschlagt mich, wenn ihr wollt, mich, die Mutter von dem Rind dort, dessen Großvater Ihr seid.“ Aus weiten Augen starrte der Unterbauer seine Magd an. In

seinem Gesicht wechselte die blaue Röthe des Zornes mit fahler Blässe. Was er von jeher geahnt, war ihm nunmehr zur Gewißheit geworden. Sein harter Griff löste sich, matt sank die schlagbereite Rechte herab. „So ist das, so, jetzt versteh' ich alles.“ Damit wandte er sich, schritt den Acker hinab und seinem Hochwald zu.

Es war schon spät in der Nacht. In ihrer Kammer hantierte die Bärbel. Aus einer Truhe und dem Kasten hatte sie ihre und des Kindes wenige Kleider zusammengeholt und zu einem Bündel geschnürt. Im Bettchen schlief das Kind mit warmroten Backen. Wie es doch dem Frieder gleicht, wenn es so ruhig liegt, der gleiche herrische Mund wie er, doch die dunkelbeschatteten Augen, das schwarzglänzende Haar, das hat es von mir, so dachte die Bärbel, während sie noch ihre Kammer aufräumte. Es sollte ihr niemand nachsagen können, sie wäre auf und davon und hätte eine Unordnung hinterlassen.

Da knarrte die Türe in ihrer hölzernen Angel. Herein trat der Vogt, wie er eben von dem weiten Gang durch seine Wälder heimgekehrt war. Mit einem Blick hatte er die Lage übersehen, er war auf so etwas gefaßt. Scheu war die Bärbel vor ihm zurückgewichen und hatte sich schützend vor das Bett ihres Kindes gestellt. In furchtbarer Angst starrte sie den Vogt an, als müßte jetzt etwas Schreckliches geschehen. Wieder streckte derselbe seine Hand nach ihr aus. Mit sanfter Gewalt zog er das Weib vom Bett ihres Kindes weg und dann schaute er zum erstenmal auf den friedlichen Schläfer, lang und ernst. Die Mutter hatte er um die Schulter gefaßt, so weich, wie es dem alten Vogt nach einem bitteren Leben eben möglich war und sagte: „Bärbel, tu mir das nit an, geh nit, bleib; bleib bei mir auf dem Hof. Er wird nit verkauft, deinetwegen nit und des Kindes wegen, dessen Heimat er ist.“ Da schaute das Bärbele zwischen Freude und Weinen voll in die Augen des alten Vogtes und barg sich aufschluchzend an dessen Brust. —

Einen rauhen April hatte das Jahr 1816 gebracht. Es wollte nicht warm werden und der Schnee wollte in den Wäldern auf der Höhe nicht weichen. Über den langen Rücken der Falkenhöhe zog ein einsamer Wanderer dem Fohrenbühl zu. Es war der Jürgfrieder.

Drei Jahre waren vergangen, seit er sich von dem Franzepeter getrennt hatte, den er nun auffuchen wollte. Vom Fohrenbühl aus sah er zum erstenmal wieder die Berge seiner Heimat. Nun schämte er sich fast der Heimkehr. Sager war sein Gesicht geworden, flackernd sein Blick, und seine Gewandung sah heruntergekommen, fast stromerhaft aus. Auf dem Kallenberg betrat er den väterlichen Wald, in welchem er einst so oft geschafft und nun scheu die Nacht abwartete. Dann ging's den Rienbach hinaus, der Hütte des Peter zu.

Schrecken und Freude wechselten auf dessen Gesicht, als er seinen alten Freund erkannte. Lange mußte er erzählen, wie es im Reichenbächle stünde, wie es dort in den langen Jahren der Abwesenheit gegangen war. Bis zum Abend des nächsten Tages waren die beiden Kameraden beisammen, dann zog's den Frieder heim.

Wie so oft in den vergangenen Jahren, klopfte auch an diesem Abend auf dem Unterbauernhof ein später Wanderer an und bat um Zehrung und Obdach. Und keiner war noch abgewiesen worden und keiner am anderen Morgen mit leeren Händen von dannen gezogen, seit dort das Bärbele das Hauswesen führte. So fiel es nicht weiter auf, als der Frieder sich im Dämmern in der Stube auf der

Ofenbank niederließ. Der Vogt saß hinter dem Tisch und schenkte dem Gast keinerlei Beachtung.

Da kam die Bärbel und trug etwas Warmes zum Essen auf. So mußte der Frieder vor an den Tisch in den Schein der trüben Öllampe. Wie er da nach dem großen Laib Brot faßte, sah die Bärbel über den Ballen der Hand eine feingeschwungene Narbe laufen. Ein Aufschrei entringt sich ihrem Mund; dann stürzt sie hinaus ihrer Kammer zu. Sie hatte den Frieder erkannt. Doch bevor sie ihr Kind aus dem Schlummer reißen konnte, um es dem Vater zu bringen, war sie bewußtlos zusammengebrochen. Die Freude und der Schrecken waren zu groß. So fand sie der Vogt, der ihr nachgegangen war. Langsam erwachte das Weib wieder. Ein feuchter Schimmer lag in ihren Augen, als sie den Alten an den Händen faßte und ihm sagte, daß der Frieder gekommen sei und drinnen in der Stube sitze.

So kehrte der Frieder heim.

Noch lange saßen dann die drei Menschen in der großen Bauernstube und lauschten den Worten des Jürgfrieders, der nach langer Fahrt wieder heimgekehrt war auf den Hof seiner Väter, um diesen zu neuem Leben zu erwecken.

